

### Einen Begleitservice zu Behörden

bietet die Katholische Studentengemeinde Berlin an. Aus Kapazitätsgründen können BegleiterInnen nicht direkt vom Flüchtling bei der KSG angefordert werden, sondern über Flüchtlingsberatungsstellen wie die von ai, DRK, AWO, der Heiligkreuzgemeinde, der Oase Pankow u.a., denen die Bereitschaftsliste der KSG vorliegt. Außerdem hilft die KSG bei der Suche nach der richtigen Beratungsstelle sowie nach Informationsmaterial und ist immer auf der Suche nach neuen MitstreiterInnen.

#### Kontakt:

Tel.: 030/ 465 12 97 (Barbara Obele) oder

030/ 345 02 647 (Christian Piko)

asyl@yahoogroups.de

<http://userpage.fu-berlin.de/~ksg/>

### Die Asylberatung von Amnesty International

findet donnerstags von 18-20 Uhr im Haus der Demokratie und Menschenrechte, Greifswalder Straße 4, 10405 Berlin, 2. Hinterhof, 3. Stock statt (Tram 2,3,4, Haltestelle: Am Friedrichshain).

#### Kontakt:

Amnesty International

Bezirk Berlin-Brandenburg, Asylgruppe

Postfach 58 05 34

10414 Berlin

Tel.: 030/ 841 09 052

asylgruppe-ai-berlin@web.de

Wolfgang Seifert

## „So was ist mir ja noch nie untergekommen!“ – Gedächtnisprotokoll einer Asylantragstellung

März 2002. Muriel N. (Name geändert) ist sichtlich bedrückt, als sie das Gebäude der Ausländerbehörde sieht. Mir geht es nicht anders, auch wenn es nicht mein erster Besuch in dem Bau am Moabiter Friedrich-Krause-Ufer ist und für mich nichts von dem *Procedere* abhängt, das uns bevorsteht. Die etwa 30-jährige war tags zuvor in der Asylberatung von *amnesty international* erschienen – frisch angekommen, verstört und körperlich so ausgezehrt, dass einige Leute, die sie vor dem Gebäude fanden, sie stützten. Was sie von den Eindrücken in Deutschland mitbekommt, ist schwer zu erraten. Sie wirkt entgeistert, gegenüber gestern Abend aber relativ gefasst. Von ihrer Geschichte hatten wir angesichts ihres Zustands und ihres dürrtigen Englisch kaum etwas Zusammenhängendes in Erfahrung bringen können, nur dass sie vor wenigen Tagen aus Uganda an irgendeinem Flughafen angekommen sei, bei ihrem Schleuser übernachtet habe – ungewöhnlich genug und nicht gerade beruhigend –, der sie dann vor dem Haus der Demokratie abgesetzt habe. Für diese Nacht blieb uns nichts anderes übrig, als sie in einem Obdachlosenheim unterzubringen, dessen Personal glücklicherweise sehr engagiert und freundlich war und dessen Räume uns ebenfalls positiv überrascht hatten.

Ich selbst habe bereits einmal einen Flüchtling aus Uganda zur Asylantragstellung begleitet, meine Kollegin Marlene wollte sich endlich selbst einmal ein Bild schaffen. Der erste Anblick, der sich jedem/r Besucher/in der Behörde in der Nähe des Moabiter Heizkraftwerks bietet, ist der eines beeindruckend abschreckenden Gebäudes: Hinter einem hohen, massiven Eisenzaun weit von der Straße zurückgesetzt, steht ein älterer, nüchtern aussehender Bau. Der Hauptteil ist dagegen aus jüngeren Jahren, ein finsterer, dunkelgrauer Neubau, glatt und abweisend, der unwillkürlich zu Spekulationen über die architektonischen Vorgaben einlädt. Es sind nur Steine, aber es funktioniert. Ob ich überempfindlich bin? – Ich weiß, dass einige, die hier herkommen, mehr als genug Grund haben, für solcherlei symbolische Politik empfindlich zu sein. Die Gebäudefront, mit Baustellen- und Polizeiabsperrgitter gleich doppelt gesichert, befindet sich zur Straße hin; zwei Polizisten patrouillieren ständig davor. Das Baugerüst darüber ist wie ein Schützengraben mit dicken Rollen von Stacheldraht großzügig gegen jeden Eindringling

geschützt – und als Eindringling fühlt sich eigentlich jeder, der dem Friedrich-Krause-Ufer 24 zu nahe kommt. Einmal durch das schmiedeeiserne Tor, gilt es sich zu orientieren, was nicht leicht fällt, da so etwas wie Wegweiser im ganzen Gebäude fehlen. Zur Rechten befindet sich lang gestreckt der Altbau, ein überdachter Weg führt hinten zu seinem Eingang, wo sich mit der Pförtnerloge die einzige Auskunftsmöglichkeit befindet. Wohl dem, der seine Anliegen auf deutsch vorbringen kann und den Pförtner an seinem sonnigen Tag erwischt. Aus Erfahrung vom letzten Mal weiß ich, dass es nach links geht, in den Neubau, dessen unscheinbaren Eingang man im ersten Moment zu übersehen gewillt ist oder für einen Personaleingang hält. Wir steigen das verqualmte Treppenhaus hoch, in den fünften Stock zur „Zentralen Aufnahmestelle für Asylbewerber“ (ZAsT). Die weiß getünchten Wände erscheinen wie in einem Rohbau und ziehen jeden Dreck geradezu an, die Fensterbänke sind so hoch, dass man den Eindruck bekommt, hier solle Selbstmördern ihr Vorhaben erschwert werden – oder wird einfach eine Dramaturgie der Kleinheit inszeniert?

Unser Warteraum besteht rechts aus einer Theke, an der man sich – wenn hin und wieder ein Mitglied des Personals vorbeikommt – meldet. Anschließend zieht man eine Wartenummer. Wer es nicht weiß oder nicht nachfragt, missversteht den verwaisten Tresen als Aufforderung, sich sofort eine Nummer zu ziehen. Mit zeitraubenden Konsequenzen, denn dass diese Nummer ohne vorherige Anmeldung nie aufgerufen werden wird, ahnt man bei dem chaotischen Nummernsystem und dem teils recht vollen Warteraum erst nach Stunden. Ein Hinweisschild, dass schon so manchem seine Wartezeit verkürzt hätte, sucht man vergebens, und die Belehrung „Ja, da können Sie auch lange warten, die Nummer wird nicht aufgerufen, wenn Sie sich nicht vorher gemeldet haben“ hört man in den Stunden des Wartens sicherlich jede halbe Stunde. Wir setzen uns, bis nach einiger Zeit ein Mitarbeiter erscheint, der mir noch vom letzten Mal in Erinnerung ist, dem Akzent nach wohl Osteuropäer. Als ich ihm damals geschildert hatte, worum es ging und dass ich übersetzen wolle, hatte er ausgesucht höflich reagiert. Als wir dann die Personalien und das Formale des Fluchtweges hinter uns hatten – per Flugzeug aus Uganda, Zwischenstopp in einem unbekanntem Land, keine Papiere, weil diese natürlich der Schleuser wieder an sich genommen hatte – bekam ich mit finsterner Miene und rüdem Tonfall in gebrochenem deutsch mein Fett weg: „Diese Geschichte ist natürlich erlogen, weil wenn er mit Flugzeug gekommen wäre, hätte er Papiere! Aber beruhigen Sie sich, wir glauben sie trotzdem, weil Deutschland glaubt ja alles!“ Wer mit solcherlei nicht rechnet, dem verschlägt es erst einmal gründlich die Sprache, zumal die inhaltliche Prüfung nicht Thema der Antragstellung ist – die Einzelheiten des Fluchtwe-

ges sind der eine Punkt, der noch in keinem Anhörungsprotokoll zu kurz gekommen ist. Im Anschluss an diese Abfuhr konnten wir dann mehr oder weniger in Ruhe den Antrag stellen. Ob der Mitarbeiter sich noch an mich erinnert – ich weiß es nicht recht, aber seine Blicke sprechen Bände ...

Wir melden uns an, es ginge um einen Asylantrag; der Sprachmittler, der gerufen wird, ist mir ebenfalls schon bekannt, ein Asiate. Muriel setzt sich an den Tisch neben dem Tresen, ich selbst stehe mangels eines Stuhles. „What can I do for you?“, ist die erste Frage des Dolmetschers, die er nochmals wiederholt, als er keine Antwort bekommt. Von Muriel selbst ist nur ein verschüchtertes „Don’t know“ zu hören, und unseren Einwurf, sie wolle einen Asylantrag stellen, ignoriert er solange es geht. Auch auf „Would you like to apply for asylum?“ kommt nur dieselbe Antwort von Muriel. Als wir es dann schließlich doch irgendwie aufklären können, wird sie nach ihrem Herkunftsland, Stammeszugehörigkeit, Sprache, Geburts- und Einreisedatum etc. gefragt, ob sie Geld oder Papiere dabei habe; ihren Vor- und Nachnamen muss sie auf einen Zettel schreiben. Wenn ich mir vor Augen halte, dass in manchen afrikanischen Bürgerkriegsländern die Analphabetenrate über neunzig Prozent liegt und viele sich allenfalls in einem verstümmelten Pidgin verständigen können, dann wird mir klar, dass es hier schon zu tränenreichen Szenen gekommen sein muss. Der Dolmetscher selbst bleibt weiterhin höflich; allerdings – ohne mir ein Urteil über seine anderen Sprachkenntnisse anmaßen zu wollen: Mein Schulenglisch ist besser als seines, und wir müssen auch hier ständig eingreifen, um grobe Missverständnisse zu vermeiden.

Der nächste Schritt ist Warten. Von einem nie unter halbtägigen Aufenthalt auf der Ausländerbehörde macht die Zeit, die man in Büros verbringt, zusammen vielleicht zehn oder zwanzig Minuten aus. Der Raum um uns herum ist mit langen Bänken aus hellem Holz und extrem hohen Lehnen ausgestattet, die zusammen mit den Seitenlehnen alle paar Meter gewissermaßen Abteilungen ergeben; aus irgendeinem Grund wirken sie wie die Pritschen einer Ausnüchterungszelle. Die Wände des Warteraums sind aus schwarzgrauem, graphitartigem Gemäuer. Die Halogenlampen, die die dunklen Wände beleuchten, erinnern aufdringlich an ein Beerdigungsinstitut. Beim Blick auf die Fenster ertappe ich mich unwillkürlich dabei, die Gitter zu vermissen, die zum Gesamtbild noch fehlen würden. Man braucht nicht viel von Architektur zu verstehen, um festzustellen, dass hier mit viel Aufwand und Einfühlungsvermögen ein Gebäude geschaffen wurde, in dem sich möglichst niemand wohlfühlen soll. Wer einmal nach Stunden des Wartens, der Aussicht auf die S-Bahn überdrüssig, vom Aufundabgehen stumpf geworden ist, der glaubt, sich in Ansätzen vorstellen zu können, wie sich ein Gefangener fühlen muss,

dem in seiner Zelle allmählich der Sinn für Zeit und Entfernungen schwindet. Unsere Langeweile mischt sich jedoch mit Nervosität, denn wer traut sich schon auf die Toilette, wenn jetzt oder in zwei Minuten seine Nummer aufgerufen werden könnte. Wie muss es hier erst Menschen gehen, für die dieser Behördengang Teil eines entscheidenden Verfahrens ist? Wer außerhalb der engen Öffnungszeiten seinen Asylantrag noch am selben Tag stellen muss, etwa um in der Erstaufnahmeeinrichtung Unterkunft zu bekommen, dem rät ein Aushang, dieses auf dem Polizeabschnitt 33 in der Perleberger Straße 61a zu tun. Aus meiner Erfahrung bei *amnesty* ist zu empfehlen, das wirklich dort zu erledigen, denn gerade vergangene Woche diskutierten wir den Fall eines Flüchtlings, der auf irgendeiner Polizeiwache seinen Antrag stellen wollte, dort aber angeblich nur „ich nicht deutsch“ hervorbrachte. Sie brachten ihn direkt ins Abschiebegefängnis, und wir betrachten es als Erfolg, dass er dort nach sechs Monaten wieder entlassen wurde.

„Herr Muriel!“ zischt es grell, giftig und unerwartet hinter der Theke hervor; die Mitarbeiterin, die außer sich vor Wut dahinter gestürmt war, ringt erfolglos mit der Fassung: Was immer der Mann sich zu schulden kommen lassen hat, denke ich mir, ich möchte jetzt nicht in seiner Haut stecken. „Wo ist der Muriel!“ schallt es noch einmal, und diesmal geht das Schnauben in schrilles Brüllen über. Ob man erwachsene Menschen, die man nicht kennt, so behandelt, bezweifle ich stark, immer beklommener über diesen Umgangston in einer deutschen Behörde werdend. Plötzlich wird mir klar, dass Muriel der Vorname von Frau N. ist. Ich springe auf, mehr aufgescheucht als entschlossen, werfe ein, sie meine vielleicht Frau N.? „Wo ist der angekommen!“ dröhnt es mir entgegen. Dass „der“ eine sie ist und Muriel ihr Vorname, wenn es denn um sie ginge, ist ihr nur schwer klarzumachen und im Übrigen auch nicht von Interesse. Nach ein paar weiteren Satzketten – für klare Sätze ist die Dame zu aufgebracht – wird deutlich, dass sie wissen will, an welchem Flughafen Muriel angekommen sei. An dieser Stelle wird mir endgültig flau im Magen, denn selbst wir hatten gestern nur herausfinden können, dass sie das nachts in ihrem Zustand selbst nicht erkannt hatte, womit bei der guten Frau kein Blumentopf zu gewinnen sein dürfte. Meine Antwort verfehlt dann auch ihre Wirkung nicht: „Waaas, die will nicht mal wissen in welchem Land sie angekommen ist!“ ist einer der Sprüche, die mir noch in Erinnerung sind, ebenso wie das folgende „Das ist mir ja überhaupt noch nie untergekommen!“ und einiges mehr in dieser Richtung. Dass es sowohl hier als auch bei ai gang und gäbe ist, dass ein Flüchtling den Namen seines Ankunftsflughafens nicht kennt, abgesehen davon, dass es um die Frage nach einem Flughafen und nicht einem Land ging, ist der Dame in ihrem Zustand nicht beizubringen. Die Frau rastet nun völlig aus, springt hinter der Theke

regelrecht wie ein Springteufel von einer Ecke in die andere, so dass diese Theke, die uns trennt meine einzige Beruhigung ist. Ihre angegraute Haartracht wirkt wie ein zerrissener Mottentuff, und Rumpelstilzchen kommt einer Beschreibung der Szene wohl am nächsten. In meinen Schrecken über diesen Vorfall mischt sich ratlose Sorge, was überhaupt passiert sei und nun passieren werde, denn die Mitarbeiterin scheint wirklich am Rande eines Schlaganfalles oder etwas Vergleichbarem zu stehen. Schließlich verschwindet sie plötzlich von selbst wieder hinter ihrer Glastür. Ein Mitwartender ist mir inzwischen als Vermittler zur Hilfe gekommen, will in gebrochenem Deutsch wissen, warum Muriel nicht sagen wolle, wo sie angekommen sei. Die nächste halbe Stunde ist von der Sorge geprägt, was nun aus dem Antrag werden solle, welche Konsequenzen dieser Vorfall für Muriel hat. Natürlich, Asylanträge werden vom Bundesamt (siehe Glossar) bearbeitet und glücklicherweise nicht hier, aber dazu müssen sie erst einmal ordnungsgemäß aufgenommen werden. Dass man, um guten Gewissens einen Flüchtling zur Antragstellung zu begleiten, ein Selbstbehauptungstraining hinter sich bringen muss, hatte ich nicht erwartet, es scheint jedoch mitunter kein absurder Ratschlag zu sein. Die Ausländerbehörde als obligatorische Mutprobe für ai-Interessierte? Wie soll das Gespräch ablaufen, wenn sie nun den Antrag weiterbearbeitet, wir also in ihr Büro gerufen werden?

Als unsere Nummer irgendwann aufgerufen wird, geht es tatsächlich in das Büro derselben Mitarbeiterin, indem gleich zwei Abfertigungsplätze untergebracht sind. Was nun passiert, ist mir völlig rätselhaft, denn die Dame ist von Grund auf ausgewechselt und nicht wieder zu erkennen: Höflich, sachlich, mit einem kompetenten Lächeln auf den Lippen, als wenn sie uns noch nie gesehen hätte, überreicht sie uns Muriels Laufzettel, kein Wort über den Vorfall von vorhin; ein, zwei Unterschriften, und fertig sind wir. Mit der Kompetenz allerdings hat es dann doch seine Grenzen: Als wir auf dem Weg zum nächsten Büro einen Blick auf den Zettel werfen ist Muriel inzwischen zwar kein „Herr“ mehr, jedoch sind Vor- und Nachnamen vertauscht, das Ankunftsdatum stimmt nicht – solch ein Fehler kann, wenn er nicht richtig gestellt wird, bei der Anhörung der Fluchtgeschichte mitunter zu Widersprüchlichkeiten führen -, als Sprache ist nur Englisch statt ihrer Muttersprache Luganda angegeben, obwohl wir darauf ausdrücklich hingewiesen hatten und der Dolmetscher ihr Englisch selbst kaum verstanden hatte.

Unsere nächste Station ist die so genannte Verfahrensberatung im zweiten Stock; diesmal sind wir schnell dran. Die Büros, deren Türen wohl aus Sicherheitsgründen immer offen stehen, erscheinen wie alles andere improvisiert. „Rückkehrberatung“ steht an der Tür und lässt nicht das Beste hoffen.

Als wir Platz nehmen und es losgeht, fängt Muriel an zu weinen. „Ich habe ja noch gar nichts gesagt“, meint die Mitarbeiterin, eine Sozialarbeiterin, lässt sich aber erklären, was los ist. Die Beratung, die Muriel erhält ist extrem oberflächlich und besteht hauptsächlich aus einer knappen Erläuterung, wie es nun weitergeht. Nachdem wir die falschen Daten im Computer korrigiert haben, wünscht uns die Mitarbeiterin viel Glück und Muriel ein wenig Erholung in den nächsten Tagen.

Wieder zurück im 5. Stock, wo uns nun Muriels Papiere ausgehändigt werden sollen, begehe ich den fatalen Fehler – schließlich glaube ich vom letzten Besuch noch zu wissen, dass wir schon „im System“ sind –, einfach eine Nummer zu ziehen, ohne mich erneut zu vergewissern, ob das richtig sei. Dumm, denn nach der Mittagspause ist der Raum extravoll, und als der Fehler aufgefallen ist, warten wir bis tief in den Nachmittag hinein. Schließlich bekommen wir irgendwann unser Papier, die so genannte „Bescheinigung über die Meldung als Asylsuchender (BÜMA)“, ein kryptischer DIN-A-4-Zettel mit Passbild in der Ecke. Muriel hat damit offiziell ein Asylersuchen, technisch gewissermaßen die Vorstufe zu einem Antrag, gestellt. In Berlin, so erfahren wir befürchtungsgemäß, könne sie nicht bleiben, denn Flüchtlinge würden grundsätzlich umverteilt, und die Chance, Berlin zugeteilt zu bekommen, liege generell bei zwei Prozent. Als relevanter Ausnahmegrund würde lediglich eine laufende Behandlung im Behandlungszentrum für Folteropfer anerkannt – und das hat bekanntlich im günstigsten Fall eine Warteliste von einem Jahr bis zur ersten Vorbesprechung. Immerhin: Wir haben unsere Formalitäten im Friedrich-Krause-Ufer fürs erste hinter uns. Höchste Zeit, denn wenn ich mir vor Augen halte, dass traumatisierte Flüchtlinge hier vielleicht wöchentlich für ihren Duldungsstempel anstehen müssen, dann möchte ich nur noch an die frische Luft ...

Die nächste Station ist die erkennungsdienstliche Behandlung in Spandau, anschließend können wir Muriel in die Unterkunft in die Motardstraße fahren, die erste Anlaufstelle für alle Flüchtlinge, die in Berlin ankommen und viele, die hier herverteilt werden. Jeder Flüchtling, der auf Berlintour geschickt wird, bekommt neben zwei BVG-Fahrkarten ein Flugblatt mit Wegbeschreibung mit, das gar nicht schlecht gemacht, nur leider schon bis an den Rand der Unleserlichkeit kopiert ist. Auf die Frage, wie ein umverteilter Flüchtling, der kein deutsch kann, den Weg vom Bahnhof zum Flüchtlingsheim finden solle, bekam eine ai-Kollegin einmal zur Antwort, er habe es schließlich auch bis nach Deutschland geschafft. Wir haben den Vorteil, mit dem Auto unterwegs zu sein und sind in einer knappen halben Stunde dort. Fast verfehlen wir das Gebäude, denn es befindet sich, von der Straße nicht

zu sehen, auf einem ehemaligen Betriebsgelände und dort in einem noch schwerer zu findenden flachen Neubau, den wir erst nach einer Suchaktion ausfindig machen. Der Warteraum, der durch eine verspiegelte Glasscheibe von der Pfortnerloge abgetrennt ist, ist bis auf einen weiteren Wartenden leer – und selbst wenn wir 20 Minuten warten müssen, ist das wenig verglichen mit dem, was hinter uns liegt. Das Fingerabdrückenehmen ist unspektakulär, die junge Mitarbeiterin, die es erledigt, höflich, und so haben wir diese Etappe zu unserer gemeinsamen Erleichterung problemlos hinter uns gebracht.

Wer zum ersten Mal in die Motardstraße am U-Bhf. Paulsternstraße kommt, ist wiederum von der Hässlichkeit des Industriegebietes direkt neben dem Kraftwerk Reuter-West beeindruckt und beginnt danach mit einer langen Suche nach Nr. 101a. Des Rätsels Lösung: Die Motardstraße wird von der Otternbuchstraße unterbrochen und geht dann später wieder links von ihr ab. Das Gelände der Flüchtlingsunterkunft zieht sich, zunächst hinter Gestrüpp, die Straße entlang, bis ein in dieser Gegend deplaziert wirkender Sandkasten oder eine Schaukel Wohngebäude ankündigt. Wenn man das Tor erreicht sieht man, dass es sich vielmehr um mehrstöckige, schon lange heruntergekommene Container handelt, und das Bild der dazwischen spielenden Kinder kann einem jedes Mal aufs Neue einen Kloß in den Hals treiben. Der ältere Wachmann im Pfortnercontainer gibt uns freundlich Auskunft, wo wir uns zwecks Zimmerzuteilung hinwenden müssen. Im entsprechenden Container suchen wir das Büro des zuständigen Hausmeisters, vor dem sich bereits eine lange Schlange gebildet hat. Als wir drankommen, wird das Passfoto von der „BÜMA“ kopiert und eine Art provisorischer Heimausweis für die Eingangskontrolle angefertigt. Der Hausangestellte macht einen engagierten und den Leuten immerhin wohlgesonnenen Eindruck – wenn man an Berichte aus anderen Heimen denkt, wo etwa Übergriffe des Sicherheitspersonals an der Tagesordnung sein sollen, ist das sicherlich das Wichtigste. Über Muriels Umverteilung ist er nicht überrascht: Seiner Erfahrung nach würden Afrikaner stets und zwar auffallend oft nach Ostdeutschland umverteilt. Seine Einschätzung, es sei „ein böses Spiel, das da mit den Leuten getrieben wird“, klingt uns noch lange in den Ohren, als wir uns auf den Weg zu Muriels Zimmer machen, und wir hoffen, dass er vor allem in ihrem Fall Unrecht behält. Sie bekommt zuerst Bettwäsche, ein Lunchpaket, auch Toilettenpapier, Seife und dergleichen ausgehändigt, schließlich steuern wir ihr Zimmer an. Auf dem Weg begegnen wir einem Flüchtling, der unerwartet in schrilles, unartikuliertes Geschrei ausbricht, und ich frage mich, ob er hier wohl gut aufgehoben ist. Was die Container selbst angeht, so wirken sie wie aus einer anderen Welt, mit ihren eisenbahnartigen engen Fluren und den ausgehängten Trenntüren, zerrissenen Boden- und Wandverkleidungen und was einem



sonst noch so im Gedächtnis haften bleibt. Von meinem letzten Neuankömmling, den ich hierher begleitet habe, ist mir noch der völlig zerfetzte Stofflumpen in Erinnerung, der vor dem Fenster als Gardine dienen sollte und wohl heute noch soll. Aber meine Erwartung, es beim zweiten Besuch, den Schock einmal hinter mir, als harmloser zu empfinden, bestätigt sich nicht, im Gegenteil bedrückt einen die Behausung beim zweiten Mal erst richtig. Muriel teilt ihr Zimmer mit einer langfristig hier lebenden Jugoslawin, die die ganze Unterkunft an ihrer Vorliebe für laute Musik teilhaben lässt und ein wenig Deutsch, aber leider kein Englisch spricht. Nichtsdestoweniger: Nach ein paar Minuten verstehen beide sich gut. Der Raum hingegen spottet jeder Beschreibung. Als der Hausmeister Muriels Kopfkissen von dem kaputten Blechspind herunterholt und dabei beiläufig eine Staubwolke aus ihm heraus klopft, kommt mir der Ekel hoch. An den „Einwandfreien hygienischen Zustand“, den das Asylbewerberleistungsgesetz für Bettzeug vorschreibt, ist hier nicht einmal im Traum zu denken.

Als wir Muriel zurücklassen und uns für kommenden Montag verabreden, um zu erfahren, wohin sie umverteilt wird, plagt uns ein schlechtes Gewissen und die Frage, wie sie, verstört und hilflos wie sie wirkt, hier das Wochenende durchstehen soll. Zu Hause angekommen bin ich bleiern müde wie schon seit Ewigkeiten nicht mehr und falle sofort ins Bett – im Klaren darüber, dass dieses Zuhause sein und Abschaltens können ein Luxus ist, den kein Flüchtling in diesem Land hat – denn er ist 24 Stunden am Tag und im schlimmsten Fall lebenslanglich ein Geduldeter, dessen Flucht nie endet. Eben deshalb kann ich jeder und jedem Interessierten solche Besuche bei der Ausländerbehörde nur empfehlen: Gegen Mief hilft nur frische Luft, und gegen Zustände wie sie dort offenbar üblich sind, hilft nur größere öffentliche Aufmerksamkeit. Was Muriels Fall angeht, so wurde sie am kommenden Montag nach Niedersachsen und dort einige Monate später nochmals in eine andere Stadt umverteilt. Ihre erste Asylanhörung musste abgebrochen werden, weil der Dolmetscher zwar Luganda aber kein hinreichendes Deutsch sprach, der zweite Versuch endete in der Ablehnung des Asylantrages in allen Punkten. Das Protokoll besteht teils aus völlig wirren, zusammenhanglosen Phrasen, bei denen kaum eine Antwort zur dazugehörigen Frage passt und aus dem – auch für uns – immer noch nicht klar hervorgeht, was eigentlich genau ihre Fluchtgeschichte ist. Einige anfangs scheinbar konfuse inhaltliche Zusammenhänge konnten durch die Recherchen der ai-Koordinationsgruppe für Uganda zumindest ein wenig aufgehellt werden, Klage gegen die Ablehnung ist anhängig. Weitere Aufschlüsse erhoffen wir uns von dem psychologischen Gutachten, das der Anwalt wegen des Nachweises von Traumatisierung in Auftrag gegeben hat.